

Vom Sonderschüler zum Diplom-Ingenieur: Eine Hamburger Bildungsbiografie

von Lisa Rosa

Manuel Hoffmann¹, 25 Jahre alt, hat im Oktober 2008 sein Diplom als Wirtschaftsingenieur mit der Note 1,7 erworben. Das Besondere daran: Vor 18 Jahren hat dieser in jeder Hinsicht topfite und gutaussehende junge Hamburger, der mir zum Interview gegenüber sitzt, seine Schulkarriere in der Sonderschule begonnen. Ich lernte Manuel Hoffmann als Lehrerin an einem Aufbaugymnasium kennen, wo er als Jahrgangsbester die Abiturientenrede hielt.

I Interview

Herr Hoffmann, Sie haben eine ungewöhnliche Bildungsbiografie hinter sich: von der Sonderschule durch alle Schulformen hindurch bis zum Einser-Abitur und schließlich zum Einser-Diplom-Ingenieur. Da drängt sich die Frage auf, wie es kommt, dass jemand, der zu solchen Leistungen fähig ist, auf die Sonderschule verwiesen wurde. Wie sieht Ihre eigene Erklärung dafür aus?

Als ich zweieinhalb Jahre alt war, fiel meinen Eltern auf, dass ich immer noch nicht wirklich sprechen konnte und motorisch ungeschickt war. Auch später im Kindergarten habe ich noch nicht richtig zusammenhängend gesprochen. Deshalb wurde ich im Werner-Otto-Institut vorgestellt, das gehört zur Stiftung Alsterdorf. Und dort wurde bei mir eine Entwicklungsverzögerung in der Sprache und Motorik und außerdem Dysgrammatismus festgestellt.

Dysgrammatismus? Das klingt ja wie eine Krankheit ...

Ich hatte keine Grammatik im Gehirn entwickelt und habe daher nicht richtig gesprochen. Das wurde jedenfalls gesagt. Vielleicht würde ich heute als ADHS-Kind abgestempelt werden – wer weiß. Und ich habe damals einfach vorausgesetzt, dass die anderen Menschen mich verstehen. Ich konnte die anderen verstehen, aber ich konnte mich selbst nicht korrekt nach den grammatischen Regeln ausdrücken, weder im Deutschen noch in meiner zweiten Muttersprache², der Sprache meines Vaters. Ich sprach ungeheuer schnell, aber syntaktisch nicht zusammenhängend, habe aber alles ganz fantasievoll umschrieben. Die Ärzte sagten, ich sei zwar intelligent, und mein Wortschatz sei sehr groß, aber ich könne die Sprache nicht zusammenbauen. Es wurde auch gesagt, ich wäre motorisch unruhig. Ich bekam im Institut Behandlung – Ergotherapie und Logotherapie – das war noch vor der Schulzeit. Im normalen Kindergarten hat es mir nicht gefallen wegen der großen Gruppe. Es waren damals einfach zu viele Sinneseindrücke. Deswegen kam ich ins Haus Mignon. Das gehört ideologisch zum Bereich der Waldorfschulen und ist eine antroposophische Frühförderereinrichtung. Es war eine sehr kleine Gruppe, dort war der Umgang spielerischer, es gab eine engere Gemeinschaft, und jeden Donnerstag kamen Pferdetherapeuten, und ich bin Reiten gegangen. Es gab z.B. gemeinsames Kochen und Weben, und es war alles integriert, um die Sprachentwicklung, aber auch die sozialen Fähigkeiten zu fördern.

Wie haben denn Ihre Eltern mit Ihnen gesprochen?

¹ Name geändert

² Es handelt sich um eine südeuropäische Sprache.

Meine Eltern haben ganz normal mit mir gesprochen. Meine Mutter auf Deutsch und mein Vater in seiner Sprache. Aber ich habe beide Sprachen nicht aufgenommen, es kam bei mir einfach nicht an. Mein Vater hat es dann irgendwann aufgegeben, in seiner Sprache mit mir zu sprechen. Untereinander haben meine Eltern beide Sprachen gesprochen.

Sie hätten vielleicht auch zweisprachig aufwachsen können?

Ja, andere können so etwas. Aber es gibt eben auch viele Menschen, die sind nicht sprachbegabt.

Das sind dann diejenigen, die das beste Abitur im Jahrgang machen und die Abiturrede halten? Sie kamen nach dem besonderen Kindergarten auf eine Sonderschule, eine Sprachheilschule, wo Sie Ihre vierjährige Grundschulzeit verbracht haben. Wie ging es Ihnen da?

Ich habe das selbst nicht als etwas Unnormales, Besonderes wahrgenommen. Meine Eltern haben mir auch nicht den Eindruck vermittelt, das sei schlimm. Ich habe mich in der Sprachheilschule wie auch im Mignon-Kindergarten wohl gefühlt, denn es waren in beiden Fällen deutlich kleinere Gruppen als üblich. Ich denke, dass ich auch zu viele Reize aufgenommen habe. Ich konnte ja viele Details wahrnehmen, wie auch diverse Tests gezeigt hatten. Im normalen Kindergarten und in der normalen Grundschule waren einfach zu viele Kinder für mich.

In einem sonderpädagogischen Gutachten zur Einschulung wird Ihnen einerseits "rasche Auffassungsgabe, selbständiges Problemlösen und Hilfsbereitschaft" bescheinigt. Im Schulreifetest erzielten Sie überdurchschnittliche Ergebnisse. Das Gutachten formuliert jedoch andererseits: "Er zeigte sich kontakt- und redefreudig, war jedoch sehr schwer zu bremsen und verbreitete eine erhebliche Unruhe innerhalb der Gruppe." Außerdem wurde fehlende Ausdauer bemängelt. Haben Sie Medikamente bekommen?

Medikamente sollte ich auch bekommen, die haben mir meine Eltern ein- zweimal gegeben und sie dann weggeworfen. Sie haben gesagt, das Kind ist trotzdem unruhig und dann außerdem nicht ansprechbar. Und sie wollten keinen Zombie zu Hause haben. Ritalin – das haut die Kinder kaputt. Aber natürlich: das Kind ist dann ruhig und macht keine Probleme mehr. Das ist vielleicht einer der Gründe, warum viele Eltern ihren Kindern so ein Zeug geben.

In Ihren ersten Zeugnissen steht, Sie würden zu schnell sprechen und zu schnell arbeiten. Hatten Sie selbst auch das Gefühl, zu schnell zu sein und sich zu verhaspeln?

Nein, überhaupt nicht. Wenn ich schnell gesprochen und schnell gearbeitet habe, dann habe ich geglaubt, die Anderen hörten mir nicht genau zu und sind ihrerseits zu langsam. Ich fand mein eigenes Tempo ganz in Ordnung, es war für mich Normalität. Mein hohes Arbeitstempo war ja nur zu schnell im Verhältnis zur Gruppe, denn meine eigenen Arbeitsergebnisse waren trotzdem gut, also nicht etwa flüchtig oder schlampig. Aber dann wurde ich deshalb für sonderbar gehalten und als motorisch unruhig eingestuft. Kinder brauchen Bewegung, und ich habe auch Studien gelesen, die zeigen, Jungs sogar noch mehr als Mädchen. Und das ist ganz schädlich, wenn man als kleines Kind in die Grundschule kommt und stillsitzen soll, denn Bewegung wird dort meistens als etwas "Böses" abgestempelt. Und sogar im Studium war es manchmal unerträglich – und nicht nur für mich, sondern für alle – sich stundenlang absolut still auf die Vorlesung zu konzentrieren. Es ist einfach eine hohe Belastung, sich auf den Unterricht oder die Vorlesung zu konzentrieren, denn man erfährt ja andauernd etwas Neues und möchte eigentlich darauf reagieren. Das kann man aber nicht in einem System mit Frontalunterricht.

In den Zeugnissen der Sonderschule ist bald nicht mehr von falschem und zu schnellem Sprechen die Rede. Auch die Anfangsdiagnose der motorischen Unruhe und Konzentrationsstörung taucht in der dritten Klasse nicht mehr auf. Sie haben offenbar auf dieser Sonderschule die Chance bekommen und genutzt, einerseits Ihr Sprachproblem zu lösen und hatten andererseits auch weniger Anlass zur Unruhe. Im Zeugnis der dritten Klasse wurde Ihnen rasche Auffassungsgabe, ein großer Wortschatz und viel Wissen attestiert, aber es gab offenbar noch ein letztes Problem: Es wurde kritisiert, dass Sie sich nicht an die Gesprächsregeln hielten. Was war da?

Es gab ja eigentlich von Anfang an das Problem, dass ich mit allem zu schnell war. Ich glaube, das kommt durch meine schnelle Auffassungsgabe, da ich sehr schnell Informationen aufnehmen kann und eben auch im Gespräch sehr schnell erfasst habe, was die andere Person sagen will. Und dann habe ich sie unterbrochen, bin ihr ins Wort gefallen. Das habe ich selbst nie als unhöflich empfunden. Ich denke, das ist auch eine Frage des Kulturraums. Wenn ich in Norddeutschland jemanden nicht ausreden lasse, dann ist das unhöflich. In der Heimat meines Vaters ist es hingegen unhöflich, wenn ich jemanden ausreden lasse. Also genau umgekehrt! Denn wenn ich dort jemanden jeden Satz, den er sagt, zu Ende sprechen lasse, dann empfindet er das als Desinteresse. Dort bricht man in die Rede des anderen ein, greift ein Wort auf und führt den Satz anstelle des Anderen fort, um zu zeigen, dass man sich für ihn interessiert und ihn versteht. Vielleicht bin ich öfter auch anderen Kindern zu harsch ins Wort gefallen. Ich musste deshalb lernen, mich zurückzunehmen. Aber diese Gesprächsregeln liefen einerseits meiner eigenen kulturellen Erfahrung, andererseits auch meinem eigenen Arbeitstempo zuwider.

In Ihrem Zeugnis der 4. Klasse steht, Sie seien die "Stütze des Unterrichts". Das heißt doch, dass der Lehrer Sie zum Unterricht brauchte, dass Sie quasi ein Co-Lehrer waren. Neben den guten und sehr guten Zensuren wurde Ihnen außerdem "hohe psychische Belastbarkeit und Ausgeglichenheit" bescheinigt. Und trotzdem bekamen Sie am Ende der 4. Klasse keine Empfehlung fürs Gymnasium. Derselbe Widerspruch trat beim nächsten Übergang zwei Jahre später wieder auf: Sie hatten auf Anraten der Lehrer die Orientierungsstufe – also die Klassen 5 und 6 – in der Haupt- und Realschule absolviert und am Ende der 6. Klasse ein Einser-Zweier-Zeugnis erhalten, in dem außerdem Ihr Einsatz für die Klassengemeinschaft und die Schule hervorgehoben wurde. "Sein großes Wissen hat viel zum Gelingen des Unterrichts beigetragen", heißt es und: "Er wird wegen seines ausgeprägten Gerechtigkeitsempfindens von seinen Mitschülern oft als Schlichter in Auseinandersetzungen akzeptiert." Und trotzdem steht am Ende wieder der Satz: "Die Klassenkonferenz empfiehlt abweichend von der Berechtigung durch die Zensuren den Übergang in Klasse 7 der Realschule." Also wieder keine Gymnasialempfehlung. Aber auch keine Begründung für diese Empfehlung! Man könnte beinahe vermuten, die Lehrer wollten Sie nicht gehen lassen, weil ohne Sie der Unterricht zusammengebrochen wäre. Wie war das denn für Sie? Und was haben Ihre Eltern dazu gesagt?

Es begann ja schon bei der Aufnahme in die erste Klasse, wo ich schon keine Empfehlung für die normale Grundschule bekommen habe. Aber in der Sonderschule, der Sprachheilschule, bin ich wirklich gezielt gefördert worden. Ich hatte besondere Lerneinheiten, besondere Schulaufgaben und außerdem noch besondere individuelle Betreuung. Ich war in der größten Klasse der Schule, und diese bestand nur aus 11 Schülern. Das war sehr angenehm. Das war eine schöne Zeit. Und am allerwichtigsten natürlich war: Die Lehrer waren speziell ausgebildet, um mit Kindern mit sprachlichen oder anderen Schwächen umzugehen. Ein "normaler" Lehrer ist das nicht, was natürlich an "normalen" Schulen zu Problemen führt.

Nach der Sonderschule wurde meinen Eltern jedoch gesagt, ich könnte mit meinen Zensuren zwar formal gesehen aufs Gymnasium gehen, aber erfahrungsgemäß sei es eben so, dass es Schülern aus Sprachheilschulen auf dem Gymnasium nicht gelingt, mitzukommen, und deswegen sei vom Gymnasium abzuraten. Ich kam dann

auf die Haupt- und Realschule. Nach der 6. Klasse wäre es noch einmal möglich gewesen, aufs Gymnasium zu wechseln, aber mit der erneuten Empfehlung – diesmal der Realschullehrer –, trotz der guten Leistungen nicht zu wechseln, wurde meinen Eltern wieder suggeriert, dass ich im Gymnasium als ehemaliger Sonderschüler nicht mitkäme. Meine Eltern haben nicht studiert. Ich bin der erste in meiner Familie, der studiert hat. Meine Eltern haben auch kein Abitur. Sie konnten gar nicht beurteilen, was die Lehrer da sagten, und bessere Informationen waren damals nicht leicht zu kriegen, jedenfalls nicht so wie heute durch das Internet. Meine Noten waren überall gut. Nur nicht in Englisch. Da gab es wohl wieder meinen "Dysgrammatismus" und einen Englischlehrer, der damit nicht umgehen konnte. Meinen Eltern wurde explizit gesagt, ich könne nicht aufs Gymnasium gehen, weil ich nicht überall gut bin, gemeint war damit Englisch. Die Lehrer mussten vielleicht auch für sich selbst eine Begründung finden, warum ich auf dieser Schule bleiben musste. Ich habe auch selbst mit meinen Lehrern darüber gesprochen, aber sie sagten, man könne nichts machen. Ich habe dann resigniert und mich abgefunden.

Sie sprechen Deutsch nicht nur grammatisch richtig, sondern auch auf einem hohen inhaltlichen Niveau. Wie steht es denn heute mit Ihrem Englisch – das müssen Sie als Wirtschaftsingenieur doch können – und wie steht es mit Ihrer Vatersprache?

Englisch habe ich mir später selbst beigebracht und im Studium ordentlich gelernt, und meine Vatersprache habe ich überhaupt erst auf der Universität gelernt.

Und wie ging es Ihnen auf der Haupt- und Realschule?

Schon in der Orientierungsstufe der Haupt- und Realschule wollte ich unbedingt wechseln. Es ging mir überhaupt nicht gut. Ich wurde sozial nicht akzeptiert und von den Lehrern nicht genügend bis gar nicht unterstützt. Die Realschule war ganz klare Unterforderung, und es gab soziale Diskrepanzen ohnegleichen. Es war so schlimm, dass ich manchmal den Gedanken hatte, dass ich ohne diese Mitschüler besser leben würde. Den Rest können Sie sich ausmalen. Das waren meine dunklen Gedanken, offensichtlich als Schutzmechanismus, um meine Wut zu kanalisieren. Aber meine Leistungen gingen weiter in die Höhe. Das ging wie von selbst. In meinem Abschlusszeugnis der Realschule gibt es bis auf zwei Ausnahmen in 15 Fächern nur noch Einsen, nur in Englisch und in Kunst eine Zwei. Außenseiter eben.

Die Leistungen gingen wie von selbst?

Ja, das kam einfach so aus mir heraus. Aber all die Jahre ist mir von der Gesellschaft der Eindruck vermittelt worden: Lernen, das ist etwas Schwieriges, das ist Arbeit, und es gibt einen großen Unterschied zwischen Spielen und Lernen. Lernen und Arbeiten ist unangenehm und hart, aber es bringt Geld. Das ist eine Auffassung, die ich nie verstehen konnte und für absoluten Unsinn halte, denn mir hat Lernen immer Spaß gemacht – bis heute. Etwas Neues kennen zu lernen, macht einfach Spaß. Aber es wurde mir oft vorgehalten, dass ich zu viel lernen würde. Natürlich nicht von meinen Eltern, sondern von den Klassenkameraden. Meine Eltern haben sich interessiert und sich meine Arbeiten zeigen lassen und sind auch zu den Elternabenden gegangen. Da waren dann für 28 Schüler vielleicht 7 Eltern da. Ich war absolut unterfordert, und das wurde im Laufe der Realschulzeit immer schlimmer.

Wie war das mit den sozialen Diskrepanzen?

Lernen in der Schule ist mit leider bei vielen Menschen mit negativen Emotionen behaftet, mit Enttäuschungen, was natürlich in der Schule vermittelt wird, aber oft auch über das Elternhaus. Es kann doch nicht sein, dass Schüler neu in die Schule kommen und gleich sagen, der Lehrer da vorne ist ein A...! Das hat doch ein Kind nicht

von sich selbst. Das ist vielleicht auch die Sozialisation der Straße, aber vor allem das Elternhaus hat Einflussmöglichkeit. Und es geht auch um den Unterschied zwischen Disziplin und Gehorsam. Das wird immer verwechselt. Es geht um Selbstdisziplin. Ich habe es ja erlebt in den Elternhäusern meiner Klassenkameraden, da wurde keine Selbstdisziplin vermittelt und keine Achtung gegenüber anderen Menschen. Am meisten wurde eine Lehrerin von Schülern aus arabischen und türkischen Elternhäusern gemobbt mit der Begründung: Das ist doch bloß eine Frau, was will die überhaupt von uns?

Aber ich muss noch von der Abschlussprüfung der Realschule erzählen. Es gab eine schriftliche Prüfung auch im Fach Deutsch. Ich hatte mir das Theaterstück "Andorra" von Max Frisch ausgewählt. Da ist eine Person, der wird von außen zugeschrieben, wer sie sein soll. Dem Protagonisten wird gesagt, er sei ein Jude, und dann muss er sich auch so verhalten, wie es von Juden in Andorra erwartet wird. Er wird zum Juden erklärt und gemacht, obwohl, wie sich schließlich herausstellt, er jemand ganz anderes ist. Das hat mich sehr beeindruckt. Und ich habe Parallelen gezogen. Von meinen Mitschülern wurde aber gesagt: Was willst du denn? Das spielt doch in Andorra! Das kannst du nicht vergleichen und was du da erzählst stimmt nicht! Sie haben also nicht mal verstanden, dass es sich nicht um den Staat Andorra handelte, sondern um einen fiktiven Ort, und dass die ganze Geschichte eine Parabel ist, die ein echtes Problem, nämlich das von Vorurteilen, Judenhass und Intoleranz beschreibt. Andere Denkansätze, Diskussionen, tiefere Gedanken; die gab es einfach nicht, wurden nicht zugelassen oder nicht unterstützt. Ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern, dass mein Klassenlehrer mich jemals unterstützt hätte.

Wurden Sie selbst gemobbt? Hatten Sie Freunde?

Einen Kumpel hatte ich, aber sonst waren die Klassenkameraden mehrheitlich Feinde, ich wurde gemobbt wegen meiner Leistungen und meiner Lernfreude, wahrscheinlich auch wegen meines Elternhauses. Ich konnte schon froh sein, wenn ich wenigstens in Ruhe gelassen wurde. Ich wurde zwar nicht "abgezogen", das nicht. Irgendwie war ich schon ein Teil der Klassengemeinschaft, aber kein geachteter Teil. Es gab natürlich Subcliquen, die sich gegenseitig bekämpften. Ich habe einer Schülergruppe bei den Hausaufgaben geholfen, aber eigentlich nur deswegen, damit sie mir dafür die Schlimmeren vom Hals halten. Dabei musste ich selbst für die Schule gar nichts tun. Es gab überhaupt nichts Anstrengendes. Hausaufgaben waren für mich Schulaufgaben. Die habe ich einfach in der großen Pause erledigt. Meine Eltern wollten gar nicht glauben, dass es zu Hause nichts mehr zu tun gab.

Wenn Sie nachmittags zu Hause nichts für die Schule tun mussten, dann hatten Sie ja wenigstens viel Freizeit?

Genau. Ich habe dann zu Hause für mich selbst gelernt, Wissenssendungen im Fernsehen gesehen und Bücher gelesen. Bücher hatten wir regaleweise. Meine Mutter hat Büchern und Bildung immer großen Wert beigemessen, und auch mein Vater hat gewusst, dass Bildung wichtig ist, auch wenn er sie selbst nie hat bekommen können, weil es für ihn immer geheißen hatte, auf dem Feld zu arbeiten, um die Familie mitzuernähren. Er konnte nur wenige Jahre zur Schule gehen. Meine Mutter hingegen hat einen Realschulabschluss. Ich habe mich außerdem nachmittags meinen Hobbys gewidmet. Ich hätte auch gerne Musik gemacht, aber ein Instrument zu kaufen und Unterricht zu bezahlen, war nicht drin. Aber ich habe immer Sport gemacht, erst Tischtennis, Basketball, dann Badminton und später Kampfsport. Kampfsport mache ich noch heute, das ist das Richtige für mich, und ich habe den braunen Gurt. Dieser Sport begeistert mich wegen der Selbstwahrnehmung und Körperbeherrschung, wegen der Möglichkeit der Weiterentwicklung. Überhaupt habe ich erst beim Kampfsport gemerkt, warum man Duschen braucht nach dem Sport, denn im

Schulsport hat man nie genug Bewegung gehabt, um überhaupt ins Schwitzen zu kommen. Eine weitere klare Unterforderung! Der Schulsport müsste auch ganz anders werden.

Ich habe mir meinen PC von meinem ersten selbst erarbeiteten Geld gekauft. Seitdem ich 14 bin habe ich gearbeitet, um mir meine Wünsche zu erfüllen. Ich war Apothekenbote und habe mit dem Fahrrad die Medikamente zu den Kunden gebracht. Und ich habe gespart. Ich habe auch mein Geld nicht rausgeschmissen für Alkohol und Zigaretten. Rauchen war ja nur die Eintrittskarte, um zu den Gruppen in der Klasse zu gehören, um sozial dazu zu gehören. Aber ich wäre ja trotzdem nicht anerkannt worden. Es ist zwar ein allgemeines menschliches Bedürfnis, anerkannt und zugehörig zu sein. Nur ist es ein Unterschied, ob man sich die Gruppe aussuchen kann, oder ob man in eine Gruppe hineingeworfen wird, in der man eigentlich gar nicht sein will. Die Gruppen in meinem Umfeld haben mich nicht angesprochen, da wollte ich nicht dazugehören. Mit diesen Menschen wollte ich nichts zu tun haben. Da war mir meine Eigenständigkeit dann wichtiger, als bloß irgendwo dazu zu gehören.

Waren Sie einsam?

Ich hatte meine Familie. Aber ich war schon einsam ohne passende Schulkameraden. Aus meiner damaligen Sicht gab es aber keinen anderen Ausweg, als diese Jahre dort eben durchzustehen. Ich wusste, das geht irgendwann zu Ende. Außerdem wusste ich von Anfang an, dass ich einen guten Abschluss mache. Und danach würde ich eben weiter sehen.

Da haben Sie aber weit voraus denken müssen, denn Sie sind ja immerhin sechs Jahre auf diese Schule gegangen, von der 5. bis zur 10. Klasse. Wer kann denn in diesem Alter so weit voraus denken? Am Anfang Ihrer Schulkarriere hieß es in einem Gutachten, Sie hätten keine Ausdauer. Und dann sind Sie quasi einen Marathon gelaufen, indem Sie sechs Jahre durchgehalten und ein wirklich langfristiges Ziel verfolgt haben.

Stimmt! Ich bin sozusagen für den Marathon geschaffen. Die Lehrer wussten leider nicht mit so einem wie mir umzugehen. Aber das hat mir ein dickes Fell gegeben und mich gewissermaßen hart gemacht. Ich habe dabei jedoch nicht nur Ausdauer gelernt, sondern ich bin auch sehr konsequent geworden. Wenn beispielsweise einer, der arbeitslos ist, nicht arbeiten will, weil er keine Lust hat, früh aufzustehen, dann sage ich: Dann sollst du auch kein Geld bekommen. Verhungere doch! Ich habe keine Lust, für dich zu zahlen. Das ist Betrug am Sozialsystem. Mein Vater arbeitet körperlich hart zehn bis zwölf Stunden pro Tag, um die Familie zu ernähren. Der hat auch keine Lust, früh aufzustehen, und geht trotzdem arbeiten. Ich zahle wirklich gerne in das Sozialsystem ein, um Menschen, die wirklich die Unterstützung der Gesellschaft brauchen, wie z.B. für alleinerziehende Mütter, Menschen die arbeiten wollen, aber nichts finden, etc., aber eben nicht für Menschen, die das System schamlos ausnutzen.

Nach der Realschule sind Sie auf ein Hamburger Aufbaugymnasium gegangen. Wie kamen Sie darauf?

Ich hatte mich nach der 9. Klasse für eine Berufsausbildung beworben – Mediengestalter, das war ganz modern damals. Ich bin aber nicht akzeptiert worden, weil ich eine spezielle Software nicht kannte. Da habe ich den Entschluss gefasst, Abitur zu machen. Im Unterricht der Realschule wurde darüber gesprochen, dass man auf ein Aufbaugymnasium gehen kann. Mein Lehrer behauptete allerdings, ich müsse dort die 10. Klasse wiederholen. Er wollte mir einreden, dass das Gymnasium "so schwer" sei und ich es nicht schaffen würde, wenn ich die 10. Klasse nicht wiederhole. Aber als ich mich mit meinem Einser-Realschulzeugnis dort beworben habe, wur-

de ich gleich in die Vorstufe der gymnasialen Oberstufe aufgenommen. Am Ende der 11. Klasse war ich Jahrgangsbester, was sich bis zum Abitur gehalten hat.

Das ist das Besondere an Hamburg gewesen. Es war mein Glück, dass es den zweiten Bildungsweg gab. Wir hatten im Aufbaugymnasium auch Schüler, die aus Schleswig-Holstein kamen, weil es das dort nicht gab. Ein Schleswig-Holsteiner hat in meinem Jahrgang das zweitbeste Abitur gemacht. Auf dem Aufbaugymnasium habe ich mich sehr wohl gefühlt. Es war eine schöne Zeit.

Aber dort sind Sie auch aufgefallen. Ich habe Ihnen als Ihre Lehrerin immer angesehen, dass Sie da sitzen, weil Sie etwas lernen wollen, während viele andere Schüler aus vielen anderen Gründen dort saßen. Hatten Sie denn nie Motivationsprobleme?

Nein, die hatte ich nie und werde ich hoffentlich auch nie kriegen. Denn da ist eben meine starke Neugier, die Welt zu verstehen in all ihren verschiedenen Facetten. Damit bin ich merkwürdigerweise jedoch immer auf Unverständnis gestoßen. Aber ich wiederum habe kein Verständnis für dieses Unverständnis. Einerseits wird gesagt, wir sind eine Leistungs- und Wissensgesellschaft, und Wissen ist Macht. Andererseits wird jemand, der das wirklich lebt und nicht als Last empfindet, komisch angeguckt. Meine Eltern haben das jedoch nie.

Ihre Eltern haben Sie sehr unterstützt?

Sie haben mich immer unterstützt mit ihrem Vertrauen, mit Liebe und Ermutigung. Sie haben mich ermutigt, Dinge zu probieren, auch die Dinge, die sie selbst nicht konnten und bei denen sie nicht helfen konnten. Sie haben mir und meinem Bruder, der auch Abitur hat, immer gesagt: Wir sind stolz auf euch, wenn ihr das schafft, aber es ist eure Sache und euer Leben, denn ihr sollt glücklich werden. Ihr lernt für euch selbst, nicht für uns, sondern für euer eigenes Leben, und wenn ihr nicht wollt, dann ist das eure eigene Entscheidung. Mein Vater konnte mir sowieso nicht helfen, nicht nur wegen seiner fehlenden Bildung, sondern auch weil er wegen seiner Schichtarbeit wenig Zeit mit uns verbringen konnte. Aber wenn Zeit da war, dann haben wir diese Zeit auch gemeinsam als Familie genutzt und haben z.B. Ausflüge gemacht. Meine Eltern haben uns schon sehr früh ein Verantwortungsbewusstsein für das eigene Leben vermittelt. Sie haben uns Kinder respektiert, und sie haben uns Respekt für andere Menschen vermittelt. Aber sie haben sich von uns Kindern auch nicht herumkommandieren lassen – schließlich waren wir die Kinder und sie die Eltern. Ich habe deswegen auch immer die Lehrer respektiert als Menschen. Aber auch dafür wurde ich auf der Realschule von meinen Klassenkameraden angegriffen. Nicht die Schule, sondern mein Elternhaus hat mir die Freude am Lernen vermittelt und erhalten. Ich bekam die Geborgenheit und Stabilität, trotz der Bedingungen in der Schule so zu sein, wie ich sein will. Klar haben meine Eltern auch Ratschläge gegeben.

Hatten Sie keine Angst, Ihre Eltern zu kränken, wenn Sie ihre Ratschläge nicht angenommen haben?

Überhaupt nicht. Natürlich haben wir dann auch diskutiert oder gestritten, aber ich habe keine Probleme damit zu diskutieren. Wenn mir jemand nicht wichtig ist, dann ist es mir egal. Dann diskutiere ich auch nicht. Aber mit meiner Familie, mit Freunden und über Themen, die mir wichtig sind, möchte ich mich auseinandersetzen. Wir akzeptieren zu Hause, dass es verschiedene Ansichten gibt und dass man darüber miteinander redet. Wichtig ist vor allem, dass man miteinander redet.

Und wie ist es Ihnen damit im Gymnasium gegangen?

Im Aufbaugymnasium galt ich zwar bei einigen Mitschülern auch als Streber, aber die Auseinandersetzung fand in einem zivilisierteren Rahmen statt und war nicht so bös-

artig. Ich konnte mich dort verbal auseinandersetzen im Gegensatz zur Haupt- und Realschule, wo das Verbale gar nichts gebracht hat, weil es gar nicht verstanden wurde. Auf der Realschule gab es auch den Neid auf mein Elternhaus, auf das stabile Elternhaus, wo die Eltern sich gekümmert haben. Viele meiner Klassenkameraden hatten das ja nicht. Ich glaube, das hat sie mir gegenüber aggressiv gemacht.

Im Gymnasium traf ich auf Menschen, die die bisher besten Kontakte meines Lebens wurden und immer noch Freunde sind. Menschen, denen ich mich verbunden fühle, sowohl geistig als auch emotional. Ganz anders als in der alten Schule. Ich konnte außerdem mehr lernen und das wurde auch von den Lehrern wertgeschätzt. Vor allem vom Mathematik- und Philosophielehrer. Meine Deutschlehrerin hat mich auf die Stipendienmöglichkeit einer Stiftung aufmerksam gemacht und das Stipendium der Frauendorfer- Förderstiftung habe ich dann auch bekommen. Die Deutschlehrerin schlug mich auch für die Studienstiftung des Deutschen Volkes vor. Dort bin ich immerhin zum Gespräch eingeladen worden. Später habe ich mit einem Schulkameraden eine – wie das damals hieß – besondere Lernleistung für das Fach Mathematik angefertigt. Anschließend haben wir sie beim Bundeswettbewerb Mathematik eingereicht und den zweiten Platz bekommen. Auf die Idee sind wir auch wieder nur gekommen, weil uns unser Mathelehrer auf den Wettbewerb aufmerksam gemacht hat. Das war eine wichtige Erfahrung im Gegensatz zu meiner Haupt- und Realschulzeit, dass Lehrer sagten: "Ich habe da einen speziellen Tipp für dich!" Es gab ja noch nicht viel im Internet damals, und man war noch darauf angewiesen, dass man von Personen Informationen erhält, denen man real begegnet. Bevor wirklich alles und jeder online war, vor dem Internetzeitalter, war man generell davon abhängig, dass man einen kennt, der einen kennt, der einen kennt. Und wenn man nicht zur traditionellen Bildungselite gehörte, dann fehlten einem schlichtweg die Personen und damit auch die Informationen.

Neu am Gymnasium war für mich auch, dass ich mich zum ersten Mal anstrengen musste und erst einmal lernen musste, wie man überhaupt lernt. Denn vorher hatte ich ja gar nichts gemacht, es ging ja vorher wie von selbst. Im Studium war dieses Problem, nicht zu wissen, wie man lernt, für viele, denen das gute Abitur wie selbstverständlich zugefallen war, ganz massiv: Wir kamen nach 13 Jahren Schule im Studium an und wussten nicht, wie man lernt. Das ist ein fundamentales Problem des Schulsystems. Es bringt einem Menschen nicht bei, wie man Informationen aufnehmen, bewerten und verarbeiten muss. Man möchte gerne die Verantwortung für seine eigene Entwicklung übernehmen, aber man weiß nicht wie. Das verunsichert.

Wie haben Sie denn Lernen gelernt?

Einige Dinge habe ich im Gymnasium gelernt. Vor allem in Philosophie. Ich hatte Mathematik und Philosophie als Leistungskurse. Das war eine tolle Kombination, die nur am Aufbaugymnasium möglich war. Ich hatte aber auch einen sehr guten Lehrer in Philosophie. Er hat viel gefordert, war leidenschaftlich und fair. Bei ihm habe ich Textanalyse und Textverstehen, überhaupt die kritische Analyse, Vergleichen und Interpretieren gelernt. Im Geschichtsunterricht z.B. habe ich das nicht gelernt. Aber ich habe das, was ich an systematischem, strukturiertem Vorgehen in Philosophie gelernt habe, dann eben auf die Fächer Geschichte und Deutsch übertragen können, und dann ging's. In Geschichte gab es auch keine Transparenz der Erwartungen und Anforderungen. Das hat sehr verunsichert. Dies ist ein weiteres Manko des Schulsystems. die enorme Intransparenz des Notensystems für die Schüler. In den naturwissenschaftlichen Fächern ist das nicht so deutlich, jedoch in allen übrigen Fächern. In Geschichte wusste beispielsweise niemand, warum er gute oder schlechte Noten hatte. Es hieß einfach: "Mach mal mehr! Streng dich mehr an? Aber was sollte das heißen? Sollte man den Text einfach noch häufiger durchlesen? Oder die Muskeln ordentlich anspannen dabei?" Oder es hieß "So kann man das nicht sagen!" Wie denn aber? Es ging natürlich darum zu lernen, die Aussagen zu verstehen und mit etwas anderem zu vergleichen. Und dafür gibt es Regeln, die man eben kennen ler-

nen muss. Denkregeln. Genauso wie in der Mathematik. Aber in Geschichte wurden sie einem nicht beigebracht, sondern als bekannt vorausgesetzt und einfach erwartet. Woher aber sollten wir Schüler sie denn kennen? Von meinem Philosophielehrer habe ich jedoch denken gelernt. Logik, Strategie, Struktur. Und Tiefgründigkeit. Das hat mir Spaß gemacht. Ich wollte alles analysieren und verstehen. Darum geht es doch in der Bildung und nicht um das stupide Auswendiglernen von Daten.

In der Hochschule habe ich erst gemerkt, dass ich das, worüber ich mir auch selbst etwas aufgeschrieben habe, besser verstehe und mir besser merken kann. Denn dann habe ich es auch innerlich durchdacht.

Im Geschichtsunterricht hatte ich auch noch ein anderes Problem: Ich habe neue Begriffe benutzt und definiert, z.B. habe ich für die Römische Republik den Begriff präparlamentarische Demokratie eingeführt. Da hieß es: "Falsch, das gibt es nicht. Die Regierungsform heißt Aristokratie. Punkt!". Da habe ich mit der Lehrerin um meinen Begriff gestritten, also argumentiert, aber das fand sie aufsässig. Als ich später an der Diplomarbeit saß, habe ich jedoch erkannt, dass man selbstverständlich auch mit neuen, eigenen Begriffsbildungen und Definitionen arbeiten muss, wenn man intellektuelle Leistung bringen will. Ich habe den Eindruck, dass Wissenserwerb in der Schule nur bedeutet, alles, was es schon gibt, aufzunehmen, aber nichts Eigenes damit zu machen. Bulimielernen eben, das heißt Aufnehmen ohne Ende und dann in der Prüfung auskotzen. Und angewendet, nämlich auf das Leben und die Wirklichkeit übertragen, wird es nie. Da habe ich mir gesagt, dann brauche ich das gar nicht lernen. Das bringt mir ja gar nichts für mich selbst. Was bringt es mir z.B., wenn ich nur weiß, wie viele Juden im Nationalsozialismus ermordet wurden, und ich habe gar keinen Bezug dazu? Was bedeutet das für die Gesellschaft? Und welche Konsequenzen hat das für mein heutiges Leben? Das wären meine Fragen daran. Das soll uns der Geschichtsunterricht in der Schule vermitteln: die Ursachen für die Geschehnisse in der Vergangenheit und ihre Auswirkungen auf unser heutiges und zukünftiges Leben, und nicht Daten auswendig zu lernen. In Informatik habe ich gelernt, was Wissen überhaupt ist. Es gilt – vereinfacht dargestellt – folgende Pyramide: Daten, Informationen, Wissen. Daten zu verknüpfen ergibt eine Information. Nur wenn wir dann Informationen für uns selbst sinnvoll verknüpfen, sie bewerten und sinnvoll anwenden können, haben wir überhaupt Wissen. So gesehen werden tatsächlich in der Schule in der Regel nur Daten und Informationen, jedoch kein Wissen vermittelt.

Ich habe auch viel aus dem Fernsehen gelernt. Klar, wenn man sich immer nur Talk Shows oder dergleichen ansieht, dann hat man schließlich das Gehirn einer weichgekochten Kartoffel. Ich gucke gerne Arte und Dokumentationen. Aber auch aus Spielfilmen kann man lernen. 1999 gab es z.B. einen Science Fiction-Film, der sich mit der Thematik Genmanipulation beschäftigte und die möglichen sozialen Folgen reflektierte. Ich war damals 16, und der Film hat mich tief beeindruckt und zum Denken angeregt. Man braucht Imaginationsfähigkeiten, damit man Technikfolgen abschätzen kann, und das kann man z.B. durch solche Filme fördern.

Es gibt ohne Imagination keine Kreativität. Ich bin als Ingenieur kreativ, wenn ich neue Lösungen erfinde, ich bin jemand, der praktische Kreativität hat. In der Schule wurden unter Kreativität aber immer nur die Künste verstanden. Ich habe in der Schule sehr scharfe Kanten, enge Abgrenzungen und einen sehr starken Dualismus erlebt. Auch die Möglichkeit, eigene Standpunkte zu entwickeln, war eingeschränkt, und vor allem die Möglichkeit zu diskutieren und zu argumentieren, wenn man einen anderen Standpunkt hatte. Der Lehrer hatte das richtige Wissen auf seiner Seite, und für Diskurs war kein Platz. Meine Erfahrung mit dem System Schule ist, dass es tendenziell zur Unterwürfigkeit erzieht, zur Anpassung, zu rückgratlosen Menschen, die immer nur "Ja" sagen. Aber dann gibt es auch keine Kreativität und keine Innovation, denn die entsteht durch Neinsagen und Hinterfragen.

Welche Auswirkungen haben die von Ihnen beschriebenen Mängel der Schule Ihrer Meinung nach?

In Wirtschaft und Wissenschaft wird mein Verständnis von Wissen für die Bildung längst geteilt. Es heißt ja immer: Wir sind Exportweltmeister! Aber was exportieren wir denn? Bestimmt keine Bankdienstleistungen, wir sind ja nicht die Schweiz. Sondern Industriegüter – Elektronik, Maschinen, Anlagen, Autos. Und woher kommen die? Ingenieure haben sie entwickelt und Maschinen und Fachkräfte haben sie zusammengebaut. Einfache Tätigkeiten sterben durch die fortschreitende Technisierung aus. Es braucht schon lange keine einfachen Handwerker oder Facharbeiter mehr, die nur Teile zusammenbauen, wohl aber gut ausgebildete Fachkräfte. Aber ein Hauptschüler kann das nicht. Er müsste die Elektronik im Computer bedienen können, die die Werkzeugmaschinen steuert oder mit denen Analysen durchgeführt werden. Die Bildung in der Hauptschule führt jedoch nicht zu dem Verständnis, das dafür nötig ist. Deswegen und auch wegen Problemen im Sozialverhalten bekommt ein Hauptschulabsolvent auch keinen Ausbildungsplatz mehr. Deswegen passt auch das Schulsystem nicht mehr. Woher kommen aber die Menschen, die das können? Aus den Hoch- und Fachschulen. Das heißt, wir brauchen mehr Menschen mit höherer Bildung. Was hat unser Land denn für Möglichkeiten? Deutschland ist nicht Russland, wir haben keine Rohstoffressourcen. Wir haben nur die Ressource Bildung und Kreativität. Deswegen müssten wir alles in Bildung investieren, genau wie die Finnen. Aber wo wird gespart? An der Bildung!

Vor 12 – 15 Jahren hieß es noch: "Oh, da kann jemand mit dem PC umgehen, der muss besser bezahlt werden". Heute heißt es, "was, du kannst nicht mit dem PC arbeiten? Was willst du überhaupt hier?" Heute muss man eine Vielzahl an Programmen bedienen, überwachen, koordinieren, Entscheidungen treffen usw. Das ist ein viel höherer Anspruch. Die Frage ist also auch, soll einer Geld für die Tätigkeit bekommen, die er ausübt, oder dafür, dass er einen Abschluss hat, oder weil er schon seit 30 Jahren im Betrieb ist? Was einer mit dem Abschluss vor 30 Jahren gelernt hat, ist jedoch heute unter Umständen nichts mehr wert. Auch die Länge der Betriebszugehörigkeit spielt überhaupt keine Rolle mehr. Unsere Gesellschaft definiert Menschen, ja fast schon den Wert von Menschen, über ihre Arbeit. Verliert man die, vermittelt es vielen Menschen das Gefühl: Du bist nichts mehr wert. In Wirklichkeit bedeutet die Entwicklung stattdessen, dass man lebenslang lernen muss. Aber woran wird gespart? An der Weiterbildung!

Weiterentwicklung ist überhaupt das Wichtigste. Weiterentwickeln kann man sich aber auch nur, wenn man etwas verändert oder das Bestehende in Frage stellt und argumentiert. Das war allerdings in der Schule nicht erwünscht. Und später im Studium traf ich auf viele Angepasste. Zwar sehr Leistungswillige, aber auf nur wenige, die politisches, gesellschaftliches, kritisches Denken hatten, aber die Angepassten bringen dann auch nichts Innovatives, Kreatives. Man muss Dinge lernen, wie sie traditionell gehandhabt werden, aber man muss sie danach auch in Frage stellen und verändern können, wenn es notwendig ist.

Sie haben Finnland ins Gespräch gebracht. Was läuft dort anders?

Hier läuft die Schulsozialisation so, dass die Lernwilligen und Leistungsstarken oft in der Klasse von ihren „Klassenkameraden“ gemobbt werden und durch das Schulsystem nicht gefordert oder gefördert werden. Das ist in unserem Schulsystem ganz massiv ausgeprägt. Hier läuft in den Klassen ein Wettbewerb im schlechten Sinne, und gute Schüler verderben dabei sozusagen die Preise. Welche andere Möglichkeit sieht denn unter diesen Bedingungen einer, der schwach ist bzw. keine guten Schulleistungen zeigt, aus diesem System für sich etwas zu machen, als die Guten zu bekämpfen? Es wird also der Versuch unternommen, andere Schüler schlechter zu

machen als sie sind u.a. durch Mobbing. Die eigenen schlechten Leistungen kann man dadurch besser kaschieren. Es drückt sich dadurch auch eine Form von Neid aus.

In der Begründung für das gegliederte Schulsystem hieß es darum in der hiesigen Bildungsdiskussion auch immer: "Ein Schlechter zieht den Guten zu sich herunter, also muss man die Schüler trennen." Das jetzige gegliederte Schulsystem stellt für mich eine Form der Besitzstandswahrung und Privilegienerhalt der Pseudo-Bildungselite dar. Diese kämpft gegen die Weiterentwicklung des Bildungssystems, gegen die Rettung und Neuausrichtung des Bildungssystems. Das ist jedoch nichts anderes als eine Fortsetzung des Ständesystems. Wir brauchen also eine ganz andere Mentalität, die nicht Konkurrenz sondern Zusammenarbeit fördert. In Skandinavien wird mit unterschiedlicher Leistungsfähigkeit anders umgegangen, weil das Verhältnis anders gesehen wird: Wenn der Gute es dem Schlechten erklären kann, so dass der es versteht, dann bedeutet das einerseits, der Schlechte hat etwas dazu gelernt und sich verbessert, aber andererseits ist auch der Gute noch besser geworden, denn er hat durch das Erklären die Zusammenhänge besser verstanden. Studenten beispielsweise müssen in Gruppen zusammen lernen, sonst überleben sie meist das Studium nicht. Lernen durch Lehren könnte man das nennen. Es gibt kaum jemanden, der in allem sehr gut ist, sondern jeder hat sowohl Stärken als auch Schwächen. Und gerade darum kann man sich gegenseitig gut helfen. Diese Tatsache endlich zu akzeptieren und in das Bildungssystem einzubauen ist fundamental.

Was halten Sie denn von unserer Hamburger Schulreform? Es wird eine gemeinsame Schule bis zur 6. Klasse geben, ausgenommen Sonderschulen, und danach nur noch zwei Schulformen der Sekundarstufe, nämlich die Stadtteilschule und das Gymnasium. Und beide Sekundarschulen führen zum Abitur, die Stadtteilschule nach 7, das Gymnasium nach 6 Jahren.

Ich fände "eine Schule für Alle" in Ordnung, damit niemandem Perspektiven verschlossen werden, denn im gegliederten Schulsystem ist das hier so, vor allem für diejenigen mit komplett ausländischen Wurzeln. Das belegen auch OECD- und UNO-Studien. Aus meiner Sicht ist dieses Schulsystem aus der Kaiserzeit übriggeblieben: Hauptschule für die Arbeiter, Realschule für die kleinen Angestellten und Gymnasium und Universität für die Elite. Aber heute stirbt die Arbeit aus, die man mit Hauptschulabschluss bewältigen kann. Es ist nicht nur Bildung gut, sondern Nichtbildung geradezu tödlich. Also: Das aussortierende Schulsystem, das Bildungschancen verbaut, muss verschwinden.

Aber ich bin gegen eine Schule für Alle, wenn die Schule dann trotzdem so bleibt, wie sie ist. Es muss wie in Finnland sein, wo die Leistungsstarken besondere Lernmöglichkeiten bekommen und die Leistungsschwächeren gefördert werden. Außerdem ist es ganz normal, dass jeder in einem Fach Probleme hat, während er in einem anderen begabt ist. Deshalb muss es möglich sein, dass man in dem einen Fach gefördert und in dem anderen gefordert wird. Ganz individuell also. Aber ich bin skeptisch: Das wird in Deutschland nichts werden, weil es Geld kosten wird. Die Klassen müssen kleiner sein und die Betreuung intensiver. Eine solche Reform kostet Personalmittel und damit Geld. Auch die Lehrer müssten intensiver und besser ausgebildet werden. In Finnland werden nur die besten eines Abiturjahrgangs nach einer Aufnahmeprüfung überhaupt erst zum Lehrerstudium zugelassen. Hier ist es leider oft so, dass viele, die nach dem Abitur nicht wissen, was sie machen wollen, erst einmal auf Lehramt studieren. Aus meiner Sicht müssen Menschen, denen wir unsere Kinder und damit die Zukunft anvertrauen, mit Leib und Seele dabei sein und entsprechend qualifiziert sein. Für mich fängt das nicht erst beim Lehrer an, auch schon bei der Erzieherin im Kindergarten, wobei dieser Beruf, nebenbei gesagt, in Japan ein hohes gesellschaftliches Ansehen hat.

Ich habe auch noch andere Bedenken zu unserer Reform hier: Warum sagt man jetzt nicht gleich: Eine Schule für Alle, sondern macht wieder ein zweigliedriges System? Wozu soll das Gymnasium bleiben? Ist es dafür da, um zu verhindern, dass die geborenen "Elitekinder" mit den anderen zusammen sind? Die "Elite-Eltern" wollen nicht, dass ihre Kinder mit den anderen zusammenkommen. Das wird zwar nicht so klar ausgesprochen, aber das steckt dahinter. Es ist nichts anderes als ein feiges Zugeständnis an die Wählerklientel. Die Schüler in der Stadtteilschule brauchen aber auch die Kinder mit Gymnasial-Empfehlung, damit sie von ihnen lernen können.

Meinen Sie, man muss die Kinder in der Schule eigentlich alle zusammenbringen, denn wenn Sie damals kein Außenseiter in Ihrer Klasse gewesen wären, sondern es mehr von Ihnen gegeben hätte, dann hätten Sie das Klassenklima geprägt und die anderen sozialisiert, weil man Sie als starke Gruppe dann nicht hätte mobben können?

Genauso! Ganz wichtig finde ich aber aus meiner eigenen leidvollen Erfahrung heraus: Das letzte Wort darüber, auf welche Schule ein Kind geht, sollte von den Eltern und nicht von den Lehrern gesprochen werden, wenn es mehrere Schultypen gibt. Denn die Sorgen, die sich die Gymnasial-Eltern machen, die ihre Kinder nicht in die Stadtteilschule geben wollen, sind dann berechtigt, wenn es dort nicht für jedes Kind individuelle Förderung gibt. Ohne die kann diese Schule nicht funktionieren. Es muss außerdem Konsequenz in den Werten und Regeln geben. Ich habe Werte und Regeln im Elternhaus vermittelt bekommen, aber die anderen Kinder in meiner Haupt-Realschule nicht. Und das fehlende Sozialverhalten hat seine Ursache ja nicht in fehlender Intelligenz, sondern in der Sozialisation aus dem Elternhaus, die sich in der Schule fortsetzt. Wenn es aber an den grundlegendsten Sozialverhaltensweisen fehlt, wenn man diese Voraussetzungen wie Pünktlichkeit, Respekt, Achtung usw. nicht hat und dann auch noch nichts lernt, dann ist das eine Teufelsspirale, die die Menschen immer weiter nach unten zieht. Das ist dann tödlich in unserer Gesellschaft. Viele meiner ehemaligen Mitschüler der Realschule sind kriminell geworden, vor allem im Drogenhandel, oder haben erst spät einen Ausbildungsplatz oder gar keinen gefunden. Auf meiner Schule wurden diese Schüler jedoch versetzt und durchgeschleust mit Hauptschulabschluss, weil die Lehrer dachten, dann sind sie sie wenigstens los. Aber was haben diese Schüler gelernt? Wenn dies das Ergebnis von Schule ist, dann ist das System kaputt. Man muss alle Eltern mit einbeziehen. Wenn Kinder verwaorlosen und sogar verhungern, dann stimmt doch etwas nicht mit dem öffentlichen Erziehungs- und Bildungssystem. Lehrer müssen auch Instrumente und Mittel haben, um Schüler, wenn es gerechtfertigt ist, zu sanktionieren. Natürlich nicht mit Schlägen, aber die Schulordnung abschreiben zu müssen oder drei Tage Schulverweis zu bekommen, wird von vielen Schülern nicht als Bestrafung, sondern als Beschäftigungstherapie oder sogar als Belohnung angesehen.

Systeme müssen sich verändern. Es ist schwer, denn es gibt immer ein großes Beharrungsvermögen in den alten Strukturen. Es gibt ganz unterschiedliche Gründe für Widerstand gegen Veränderung. Es gibt viele Ängste bei denen, die in diesen Systemen arbeiten: "Braucht man mich überhaupt noch, werde ich entlassen, bin ich nichts mehr wert?" Oft ist es aber auch nur Besitzstandswahrung und Machterhalt. Es gibt aber auch noch diejenigen, die sachliche Kritik an der Veränderung haben, die muss man ins Boot holen, denn das ist konstruktive Kritik. Das Bildungssystem in Hamburg und in ganz Deutschland muss sich endlich massiv verändern. Bildung ist die einzige Ressource des Landes und unser größter Reichtum. Ist sie es nicht Wert, endlich etwas für ihren Erhalt und ihr Wachsen zu tun? Ich glaube schon.

Ich bedanke mich für das interessante Gespräch, Herr. Hoffmann. Ich glaube, wir Hamburger Schulreformer können einiges daraus lernen.

II Kommentar

Tatsächlich gibt es aus dem "Fall Manuel H." und aus seinem in diesem Interview explizier-tem Erfahrungswissen eine Menge zu lernen – in Sachen Schulstruktur und Chancengleichheit ebenso wie hinsichtlich der Integration von Migrantenkindern, auf dem Gebiet der vor-schulischen Sprachförderung ebenso wie hinsichtlich einer neu zu schaffenden Lernkultur. Nicht zuletzt sind aus dem Interview auch wichtige Hinweise darüber zu gewinnen, welche grundlegenden Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit in unserer Gesellschaft Kinder zu mündigen Erwachsenen werden können.

1.

Fangen wir mit dem letzten Punkt an: Welches war die wichtigste Ressource, die es H. ermöglichte, die offenbar sehr frustrierenden und leidvollen Jahre in der Haupt- und Realschule zu überstehen, seine Autonomie zu entfalten und zu wahren und dabei in einer vielfältig hinderlichen Schulumwelt seine Entwicklungsaufgaben zu lösen?

Zunächst ist zu klären, worin denn diese offenkundig selbst bestimmte Aufgabe bestand, denn sie lautete ja nicht von Beginn an: "Ich mache Abitur und werde Diplom-Ingenieur". Der Abschluss als Diplom-Ingenieur wurde stattdessen wohl so etwas wie das bisher jüngste Produkt der erfolgreichen Konkretisierung eines Lebenssinns. Worin bestand dann also das Sinn gebende Motiv, das den Schüler H. antrieb?

Eine implizite Antwort darauf findet sich in seinem Interesse an Max Frischs "Andorra", das er als Gegenstand der Realschulabschlussprüfung wählte:

"Da ist eine Person, der wird von außen zugeschrieben, wer sie sein soll. Dem Protagonisten wird gesagt, er sei Jude, und dann muss er sich auch so verhalten, wie es von Juden in Andorra erwartet wird. Er wird zum Juden erklärt und gemacht, obwohl, wie sich schließlich herausstellt, er jemand ganz anderes ist."

Der Schüler H. identifiziert sich mit dem Protagonisten Andri, er fühlt sich selbst in seiner Schulumwelt als jemand, der nicht sein darf, wer er ist. Wer ist H.? *"Denn da ist eben meine starke Neugier, die Welt zu verstehen in all ihren verschiedenen Facetten"*, wie er an mehreren Stellen betont. Neugier und das drängende Bedürfnis, die Welt zu verstehen, ist ein zentraler Teil seiner Person. Und vor die Alternative gestellt, entweder diesen Teil aufzugeben und so zu werden, wie seine Umgebung ihn haben möchte, oder aber auf Zugehörigkeit zu verzichten und Einsamkeit und andauerndes Mobbing in Kauf zu nehmen als Preis für den Erhalt seiner Autonomie, entscheidet sich H. für letzteres, nämlich der zu werden, der er ist. Es handelt sich dabei nicht nur um eine selbstbestimmte Entscheidung des Schülers – und nicht etwa um eine Determination durch die Umwelt –, sondern sogar um eine bewusste Entscheidung, denn, so H. im Interview:

"Es ist zwar ein allgemeines menschliches Bedürfnis, anerkannt und zugehörig zu sein. Nur ist es ein Unterschied, ob man sich die Gruppe aussuchen kann, oder ob man in eine Gruppe hineingeworfen wird, in der man eigentlich gar nicht sein will. Die Gruppen in meinem Umfeld haben mich nicht angesprochen, da wollte ich nicht dazugehören. Mit diesen Menschen wollte ich nichts zu tun haben. Da war mir meine Eigenständigkeit dann wichtiger, als bloß irgendwo dazu zu gehören."

Nicht nur die Lernbegierde, sondern auch die in seinem Elternhaus erfahrenen und erworbenen moralischen Einstellungen wie Respekt und Achtung trennen ihn von seinen Klassenkameraden. Die Lehrer sind nicht in der Lage, ihn, der als "Streber" gilt, gegen das Klassenklima zu unterstützen, verweigern ihm jedoch gleichzeitig den Ausstieg aus der unpassenden Lernumwelt und den Aufstieg in ein Gymnasium. Es ist absolut nicht selbstverständlich, dass ein Schüler sich in dieser Situation so entscheidet wie H. Viel eher zu erwarten ist stattdessen die Entscheidung zur Anpassung an die Peers. In wie vielen Fällen in der bestehenden selektierenden Schule ein solches Dilemma zwischen Autonomie und Zugehörigkeit und die damit verbundene Entscheidungsnotwendigkeit entsteht und dann tatsächlich in

eine Anpassung an die Peers mündet, ist jedoch gar nicht auszumachen, denn sie ist in solchen Fällen nachträglich nicht mehr als Entscheidung erkennbar. Nur in Betrachtung der Ausnahme, wie sie H. mit seiner gelungenen Aufstiegs-Biografie bildet, lässt sich überhaupt vermuten, dass eine solche Entscheidung – sicher in der Regel nicht bewusst – möglicherweise von vielen Schülern getroffen werden muss. Wir müssen daher annehmen, dass dadurch im gegenwärtigen Schulsystem viele Entwicklungsmöglichkeiten versperrt werden und viele Talente verloren gehen.

Die notwendige Unterstützung, die Folgen seiner Entscheidung, gegen den Strom zu schwimmen, ertragen zu können, erfährt H. nicht in der Autorität der Schule. Im Gegenteil: Die Schule ist ja selbst institutioneller Urheber seines Dilemmas. Unterstützung bekommt er stattdessen im Elternhaus:

"Sie haben mich immer unterstützt mit ihrem Vertrauen, mit Liebe und Ermutigung. Sie haben mich ermutigt, Dinge zu probieren, auch Dinge, die sie selbst nicht konnten und bei denen sie nicht helfen konnten."

Entscheidend dafür, dass die "Werte" des Elternhauses gegenüber denjenigen, die die Schulsozialisation in Gestalt des "Risiko-Klassenzimmers" offeriert, als persönlichkeitsbildend dominant bleiben, erscheint mir, dass diese Werte nicht gepredigt, sondern gelebt werden und den Bedürfnissen der Kinder entsprechen. Respekt und Achtung vor der Autonomie des Anderen erfahren die Kinder in der Familie H., indem sie ihnen selbst entgegengebracht werden. Und das Wichtigste ist dabei offensichtlich die Aushandlung von Differenzen in der Kommunikation:

"Aber mit meiner Familie, mit Freunden und mit Themen, die mir wichtig sind, möchte ich mich auseinandersetzen. Wir akzeptieren zu Hause, dass es verschiedene Ansichten gibt und dass man darüber miteinander redet. Wichtig ist vor allem, dass man miteinander redet."

2.

Diese Kommunikationsfähigkeit der Familie H., konstruktiv zu streiten, zu argumentieren, sich auseinanderzusetzen, ohne die gegenseitige Akzeptanz und Zuneigung in Frage zu stellen, ist einerseits die Voraussetzung dafür, dass H. die Haupt- und Realschule und das Zusammensein mit den sogenannten "Risikoschülern" psychisch gesund überlebt und sich nachmittags der Selbstbildung widmen kann. Er macht Sport in einem Verein, liest und schaut sich bildende Fernsehsendungen an; er arbeitet, kauft sich einen Computer und erarbeitet sich Medienkompetenz. Andererseits sind sowohl die konstruktive Konfliktfähigkeit in der Familie ebenso wie die Bildungsinhalte, die sich der Schüler außerhalb der Schule aneignet, Kompetenzen und Wissen, die eigentlich die Schule vermitteln möchte. Warum gelingt es der Schule dann nicht, einen solchen Schüler zum Verbündeten ihres Bildungsauftrags zu machen?

Die Lehrer bescheinigen ihm in den Zeugnissen wiederholt, dass sie diese Möglichkeit sehen und zu nutzen verstehen: *"Er ist die Stütze des Unterrichts"*, wird sogar ausdrücklich formuliert. Sie kapitulieren jedoch vor der Tatsache, dass ein einzelner Schüler nicht das Klassenklima prägen kann, sondern zum Außenseiter wird, der dem Mobbing der Mitschüler ausgesetzt ist, demgegenüber sich die Lehrer offenbar machtlos fühlen und resignieren. Insofern wird der Schüler H. mit seinen mitgebrachten Fähigkeiten für das Funktionieren des Unterrichts geradezu missbraucht, hingegen wird ihm die nötige Förderung seiner eigenen Entwicklung vorenthalten. Er wird Opfer einer Systemparadoxie, die seit Beginn des allgemeinen Schulwesens schon immer bestand und generationenlang allgemein als unveränderlich hingenommen wurde. Die Schule setzt voraus, was eigentlich ihr Ergebnis sein sollte, nämlich Leistungsfähigkeit und sozialverträgliches Verhalten. Sie kann dieses Ergebnis

nicht selbst produzieren, wenn nicht eine genügend große Anzahl von Schülern es von Hause aus mitbringt.

Nach der behaupteten Logik des selektierenden Schulsystems, das auf der fälschlichen Annahme beruht, erfolgreiches Lernen im Klassenraum wäre unter der Bedingung von (vermeintlicher) Homogenität möglich, müsste ein leistungsstarker Schüler mit gutem Sozialverhalten nun aber als "Irrläufer", als Zebra unter den Pferden, identifiziert und in eine andere Schulform befördert werden – dorthin, wo solche wie er "hingehören", bei dem die Voraussetzungen "stimmen", nämlich ins Gymnasium.

Es zeigt sich jedoch ein Widerspruch zwischen Absichtserklärung (Selektion nach Leistungsfähigkeit) und Realität. *"Die Klassenkonferenz empfiehlt abweichend von der Berechtigung durch die Zensuren ..."* ausdrücklich nicht den Übergang aufs Gymnasium, heißt es beide Male zu den Zeitpunkten, an denen offiziell die Wahl der "richtigen" Schulform ansteht. Begründungen für diese unverständlichen Empfehlungen werden in beiden Fällen nicht schriftlich gegeben. Sind sie zu verräterisch? Erst auf Nachfrage der Eltern und später des Schülers selbst wird versucht zu legitimieren, was doch eigentlich in einem angeblich nach Leistungsfähigkeit selektierenden System gar nicht richtig ist. Die mündlichen Begründungen sind Ausflüchte, empörend in ihrer peinlichen Dürftigkeit, und sie können die Diskriminierung aufgrund von Herkunft nicht verdecken: Die Statistik wird bemüht zur Vorhersage in einem individuellen Fall (ehemalige Sprachheilschüler schaffen es meist nicht auf dem Gymnasium, wird gesagt); der Schüler sei zwar in dreizehn Fächern gut und sehr gut – in einem 14. Fach jedoch bedauerlicherweise nicht, wird angeführt; der Schüler habe zwar ein vorbildliches Arbeits- und Sozialverhalten, aber leider hält er sich nicht genügend an die Gesprächsregeln, lautet eine weitere Auskunft.

Fazit: Im Falle des Schülers H. zeigen sich die tatsächlich wirkenden Selektionsprinzipien – entgegen den Absichtsbekundungen des Systems. Drei Stigmata wirken bei der Diskriminierung zusammen: Der Schüler wird diskriminiert, weil er seine Schulkarriere in einer Sonderschule anstatt in einer Regelgrundschule angetreten hat. Ein Aufstieg ist tatsächlich in diesem System nicht vorgesehen – Abstiege sind dagegen häufig. Diskriminierend wirkt sich zweitens der Migrationshintergrund aus. Die kulturell bedingten Unterschiede im Gesprächsverhalten werden bestraft, anstatt dass ihr Ursprung aufgedeckt und zum Gegenstand von Betrachtung und Aushandlung gemacht wird.³ Der Schüler erfährt drittens Diskri-

³ Auch zeigt sich am Fall H. möglicherweise ein spezielles Versäumnis bei der Integration von bilingualen Familien. Diese müssten aktiv beraten werden – und zwar noch vor dem Zeitpunkt des Sprechenslernens, also noch im ersten Lebensjahr der Kinder –, wie mit den beiden Sprachen in der Familie umgegangen werden muss, damit das Kind zweisprachig und nicht etwa nullsprachig aufwächst. Meist wissen die Familien inzwischen, dass jedes Elternteil mit den Kindern seine eigene Muttersprache sprechen muss. Unbekannt ist hingegen noch häufig, dass es eine "Familiensprache", also entweder eine der beiden Elternsprachen oder eine dritte Sprache, geben muss, in der die Eltern untereinander sprechen, wenn ihre Kinder dabei sind, und nicht etwa ein Gemisch oder ein Abwechseln der beiden Sprachen. ("Bildungsnahe" Familien gewinnen aus diesem Wissen sogar einen Vorteil, wenn sie, was nicht unüblich ist, ihre Kinder dreisprachig – mit einer dritten Familiensprache – aufwachsen lassen.) Die aktive Beratung müsste also flächendeckend dort stattfinden, wo alle Kinder in ihrem ersten Jahr auftauchen: beim Kinderarzt. Meine Recherche bei den zuständigen Stellen der Sprachförderung hat jedoch ergeben, dass dies bisher nicht geschieht und auch nicht geplant ist. Beratung findet vor dem Eintritt in das pädagogische Betreuungssystem nur passiv, also nur dann statt, wenn die Eltern von sich aus eine diesbezügliche Beratung aufsuchen. Auch in den vorschulischen Betreuungseinrichtungen fand bisher keine Regelberatung für einen gelingenden Spracherwerb statt. Aber selbst eine vorschulische Sprachförderung in den Kitas käme hierfür schon zu spät, denn das Kind lernt ja von Geburt an sprechen. Häufig erfahren betroffene Familien also erst dann etwas über die Notwendigkeit einer Familiensprache, wenn das Kind bereits in den Brunnen gefallen ist und Sprachentwicklungs-Probleme aufgetaucht sind. Vielleicht liegt hier auch eine vermeidbar gewesene Ursache für den "Dysgrammatismus" des Schülers Manuel H., dessen Eltern im Beisein der Kinder beide Sprachen untereinander gesprochen haben. Dadurch bekam der Schüler beim Sprechlernen vier verschiedene Grammatiken für zwei Sprachen angeboten, nämlich für jede Sprache jeweils eine richtige (in der Muttersprache des jeweiligen Elternteils) und eine fehlerhafte

minierung dadurch, dass ihm der richtige "Stallgeruch" fehlt, nämlich die angeborene Zugehörigkeit zur Bildungselite, die sich eine solche Behandlung gar nicht hätte gefallen lassen. Nicht nur das fehlende Systemwissen im Elternhaus wirkt sich hier negativ aus. Interessant ist auch die Erfahrung des Schülers, dass in der Haupt- und Realschule dieses fehlende Wissen nicht etwa ausgeglichen wird durch die Expertise und den Chancenblick der Lehrer, die entscheidende Tipps zur Weiterentwicklung und Förderung hätten geben können, sondern erst im Gymnasium eine solche Ressource zur Verfügung stand: Die Gymnasiallehrer lieferten dem Schüler wichtige Hinweise auf finanzielle Fördermöglichkeiten und die Teilnahme an Wettbewerben. Erst als der Schüler in diese Schulform gelangt ist, wird ihm also auch viel zugetraut, obwohl ja nicht erst hier seine weit überdurchschnittliche Leistungsfähigkeit evident wurde. Auch für diesen unterschiedlichen Umgang mit Schülern lässt sich annehmen, dass er keine Ausnahme darstellt. Die Ausnahme besteht wiederum allein darin, dass ein Schüler *trotz* aller Bemühungen des Systems schließlich doch nicht dort unten geblieben ist, wo er der tatsächlich wirkenden Systemlogik nach angeblich "hingehörte". Zusammengefasst lässt sich aus diesem Fall ableiten, dass die Haupt- und Realschule, so wie sie derzeit funktioniert, ihren Schülern keine ausreichenden Entwicklungsmöglichkeiten bietet, eben weil sie ihnen eine entsprechende Entwicklung gar nicht erst zutraut.

3.

Welche konkreten Hinweise für eine erfolgreiche Neugestaltung des Schulsystems erhalten wir aus den reflektierten Erfahrungen des Manuel Hoffmann?

1. Die Notwendigkeit einer Schulstrukturreform, die auf eine Schule für Alle hinausläuft, kann nicht mehr ernstzunehmend in Frage gestellt werden – es sei denn, Bildung soll erklärtermaßen das Privileg einer bestimmten Bevölkerungsgruppe bleiben. Unter den Bedingungen der derzeitigen Strukturreform in Hamburg – dem Zweisäulenmodell, also der Parallelität von Stadtteilschule und Gymnasium – ist das zentrale Ziel, die mittlerweile 30 % "Risikoschüler" nicht mehr allein unter sich bleiben zu lassen, jedoch nur schwer zu erreichen. Umso größer müssen daher die Anstrengungen ausfallen, Eltern, die ihre Kinder aufs Gymnasium schicken (dürfen), davon zu überzeugen, dass es nicht nur für die "Risikoschüler" und "Minderleister", sondern auch für ihre eigenen Kinder besser ist, wenn sie stattdessen die Stadtteilschule besuchen. Eltern aus "bildungsnahen" Schichten melden ihre Kinder bislang schon immer in der Regel lieber am Gymnasium als an einer Gesamtschule an, da sie – und dies ja nicht zu Unrecht! – befürchten, dass es ihren Kindern so ergehen könnte, wie Manuel H. in seiner Haupt- und Realschule, wenn sie gegenüber den heute "Risikoschülern" genannten Klassenkameraden womöglich in der Minderheit sind. Mit moralischen Appellen oder Werbekampagnen lässt sich dem gewiss nicht entgegensteuern, sondern nur mit neuen Tatsachen. Diese Eltern müssten davon überzeugt sein, dass es ihrem Kind nicht nur nicht schadet, sondern im Gegenteil sogar nützt, wenn es mit den "Risikoschülern" zusammen in einer Klasse sitzt. Mit anderen Worten: Die neue Stadtteilschule muss im Wettbewerb mit dem alten Gymnasium tatsächlich die bessere Schule sein, und sie muss attraktiver sein als die derzeitige Gesamtschule!

(immer dann, wenn ein Elternteil zum anderen in der Sprache gesprochen hat, die für ihn nicht die Muttersprache war). Vermutlich gehört wirklich ein besonderes Sprachtalent dazu, unter solchen Bedingungen "altersgemäß" korrekte Grammatik auszubilden, denn *"Kinder sind im Lauf des Grammatikerwerbs auf sprachlichen Input angewiesen. Ist dieser nicht adäquat oder besteht dieser selber aus Fehlern auf morphologischer und syntaktischer Ebene kann dies den Lernprozess erschweren, wenn nicht sogar ganz zum Erliegen bringen."* (<http://de.wikipedia.org/wiki/Dysgrammatismus>) Über ein vermeintliches ADHS-Problem als mögliche Folge dieses vermeidbaren Problems wäre außerdem noch nachzudenken: Die "motorische Unruhe" des Schülers H. kann durchaus als Ausdruck der Spannung interpretiert werden, die sich aus den intellektuellen Fähigkeiten und den vorübergehenden sprachlichen Schwierigkeiten zu einer bestimmten Zeit ergab – gelöst in der Sprachheilschule –, bzw. später aus den Spannungen zwischen den eigenen intellektuellen Möglichkeiten und den tatsächlichen Begrenzungen durch die Schulumwelt.

2. Der Nachteil, den die Eltern darin sehen, dass ihre Kinder mit "Risikoschülern" in einer Klasse sitzen, muss also durch ein ganzes Bündel von Vorteilen aufgewogen werden. Welche Vorteile könnten dies sein, außer der Möglichkeit, das Abitur in 13 anstatt in 12 Schuljahren zu erwerben – denn diesen Vorteil hatte man ja schon in der Gesamtschule? Darüber gibt H. im Interview wichtige Hinweise. Nötig sind auf der organisatorischen Ebene:

- deutlich kleinere Klassen, und ein höherer personaler Betreuungsaufwand, der individuelle Zuwendung ermöglicht – und dies nicht etwa nur den "bedürftigsten", sondern allen Schülern;
- eine völlige Neugestaltung der Lehr-Lernsituation: "Individualisierter Unterricht", anstatt für Alle das Gleiche zur gleichen Zeit; die Möglichkeit, in verschiedenen Fächern in verschiedenen Levels zu lernen; jahrgangsübergreifende Curricula;
- ein Paradigmenwechsel in der Leistungsbewertung, die Zusammenarbeit statt Konkurrenz fördert, damit Schüler sich gegenseitig helfen, anstatt gegeneinander zu kämpfen.

Die Stadtteilschule als Schule der Zukunft muss aber auch "inhaltlich" die Mängel des Gymnasiums überwinden. Erst dann ist sie wirklich attraktiv für Alle – und das alte Gymnasium kann "abgewählt" werden. Auch über die Mängel des Gymnasiums erfahren wir Wichtiges aus H.s Erzählung: "*Es gilt – vereinfacht dargestellt – folgende Pyramide: Daten, Informationen, Wissen. Daten zu verknüpfen ergibt eine Information. Nur wenn wir dann Informationen für uns selbst sinnvoll verknüpfen, sie bewerten und sinnvoll anwenden können, haben wir überhaupt Wissen. So gesehen werden tatsächlich in der Schule in der Regel nur Daten und Informationen, jedoch kein Wissen vermittelt.*"

Nötig ist eine Neubestimmung der allgemeinen Lernziele auf der Grundlage eines solchen Wissensbegriffs und die Orientierung des gesamten Schulsystems auf diese Ziele. Sie müssen systematisch verfolgt werden, dürfen nicht wie bislang nur Rhetorik in den Präambeln der Lehrpläne bleiben und dürfen nicht dem Zufall und einzelnen guten Lehrern überlassen bleiben. Die Schule muss sich nach einem Leitbild rekonzeptualisieren, das man "Schule in der Wissensgesellschaft" nennen könnte, denn – so sagt Manuel H. richtig – "*Wir haben nur die Ressource Bildung*".

Hier sollen in Auswertung des Interviews nur H.s Hinweise dazu in eine offene Liste aufgenommen werden, die keinesfalls den Anspruch auf Vollständigkeit hat.

Zu lernen sind, indem sie in der Schule praktiziert werden, folgende Kompetenzen:

- Selbstkontrolle, sozialverträgliches Verhalten (Respekt, Achtung vor dem Anderen mit anderen Ansichten)
- Verantwortung für die eigene Gesundheit ("*wozu man Duschen braucht nach dem Sport ...*")
- Verantwortung für die eigene Entwicklung: das bedeutet Selbstbestimmung auch bei der Auswahl der Lerngegenstände; die Einstellung auf lebenslanges Lernen;
- Verantwortung für den eigenen Lernprozess: das bedeutet, zu lernen, wie man lernt (Systematik, Vergleich!, Struktur, Textverstehen, Informationen mit eigenem Sinn versehen (= Informationen zu Wissen formen))
- Entscheidungsfähigkeit; die Fähigkeit zur Folgenabschätzung von Entscheidungen; das bedeutet Imaginationsfähigkeit und die Fähigkeit, vor auszudenken;
- kritisches Denken: Argumentieren und Widerspruch als Voraussetzung für Kreativität und Innovation.

Selbstverständlich gibt es diese Neugestaltung des Schulwesens im Sinne einer "Schule in der Wissensgesellschaft" nicht umsonst und nicht sofort. Große und langfristige Investitionen müssen für einen umfassenden und langfristigen Veränderungsprozess aufgebracht

werden, um die nötigen Maßnahmen in der Schulstrukturreform, der Reform der Unterrichtsgestaltung hin zu einer neuen Lernkultur, die großen Bedarfe an zusätzlichem pädagogischem Personal und nicht zuletzt die Maßnahmen zu einer Neugestaltung der Lehrerbildung zu finanzieren. Auch auf die Beteiligung der international besten Experten zur Anleitung dieses großen Veränderungsvorhabens werden wir nicht verzichten können. Aber die Investitionen werden sich mehr als gelohnt haben, wenn es gelingt, die vielen bisher ungehobenen Talente junger Hamburgerinnen und Hamburger systematisch zu entwickeln, anstatt deren Entwicklung wie bisher der Herkunft und dem Zufall zu überlassen.